

zukünftigen Sohnes eine Wohnung und richtete sie komplett ein – vom Klo-deckel bis zur Video-Anlage. Er war so glücklich, dass er eine Weile sogar die Finger von anderen Mädchen ließ, was nicht unbedingt seinem Charakter entspricht. Aber dann wurde er wieder fip-sig. Odalys beschäftigte eine Gruppe von Spionen, Kundschaftern und Zu-hältern. Nach zwei Tagen wusste sie Be-scheid. Als Armin morgens um drei die Tür seines angemieteten Zimmers öffne-te – in der gekauften Wohnung durfte er aus Gründen der kubanischen Rechts-lage nicht schlafen – erhielt er einen Faust-schlag aufs rechte Auge. Die zukünftige Mutter seines zukünftigen Kindes war nicht nur hochgewachsen, sondern auch ziemlich kräftig. Das Schwarz um Ar-mins Auge herum hielt sich gute zwei Wochen. Aber Armin ist kein nachtra-gender Mensch. Armin verzieh, Odalys verzieh, und man versöhnte sich.

Aus ungeklärten Gründen verlor Oda-lys ihre Leibesfrucht. Man musste von vorne anfangen. Es war ein Kinderspiel. Nach drei Wochen meldete Odalys die nächste Schwangerschaft. Armin begab sich ein zweites Mal auf den Weg in den siebten Himmel. Diesmal kaufte er ei-nen schönen 53er Dodge. Das Auto durfte er aus Gründen der kubanischen Rechtslage weder besitzen, noch fahren. Er trug es auf den Namen unseres Raus-schmeißers in der Stammkneipe ein. Der ist ein ehemaliger Olympiaboxer und gilt folglich als vertrauenswürdig. Das Auto hatte die Tendenz, Pannen zu ent-wickeln. Der Rausschmeißer nahm die Sache in die Hand, so gründlich, dass Ar-min den Dodge etwa alle zwanzig Tage zu sehen bekam. Da erst, Freunde, Fein-de, Mitmenschen, dämmerte es Armin, dass er gnadenlos ausgenommen wurde. Nur sein Selbstwertgefühl, ein ziemlich hoch entwickeltes, verhinderte, dass er den ganzen Ernst der Lage erkannte.

„So blöd bist du nicht, Armin“, sagte das Selbstwertgefühl. „Das wissen schließlich alle. Mach dir keine Sorgen, Armin! Du bist und bleibst der Größte.“

Die wunderbare Stadt, in der wir uns herumtreiben, forderte langsam ihren Tribut. In der Schwüle der Nächte, in der allgegenwärtigen Erotik, inmitten all iher Unfassbarkeiten, im Nebel der Rum-räusche, im Rahmen der allgemeinen Verantwortungslosigkeit der Gruppe von Knallköpfen in der Kneipe ver-wischten sich die Konturen. Schon nach ein paar Wochen in Havanna wird es ziemlich schwierig, gut und böse ausein-

ander zu halten. Oder Sex und Liebe un-ter einen Hut zu bringen. Oder die eige-ne Art des Seins zu bewerten. Das Ganze läuft nach Gesetzen, die sonst nur in der Psychiatrie gelten. Das Ganze führt früher oder später ins Unglück. Oft hilft nur noch, das Land zu wechseln, aber je-der hofft darauf, die Ausnahme zu sein.

Als Armin zu Ohren kam, dass Odalys auch diesmal nicht schwanger war, als er sie beim Liebesspiel mit einem Kubaner (auch das noch!) auf dem Flachdach über seinem Zimmer erwischte und als man ihm zutrug, sie habe jetzt einen Spa-nier, rastete er aus. Er versank in Strömen von Havanna Club und sann auf Rache. Das können die Kubaner allemal besser. Also forderte Armin sein Auto zurück, aber er bekam es nicht mehr. Schließlich war es auf den Namen des Raus-schmeißers eingetragen, und der konnte es gut gebrauchen und sattelte auf illega-ler Taxifahrer um.

Armin gewöhnte sich an, jeden Tag mindestens zwei Mädchen auf seine Bude zu holen. Die pflegten sein Geld zu stehlen, denn er konnte nicht mehr

darauf aufpassen. Ein Stockwerk tiefer schlug er – angezogen wie ein Pfau – Rad in der Kneipe. Aber er hatte einen Zulauf wie sonst keiner. Er gab sich großzügig, und er war es auch. Aber er taumelte auf einen Abgrund ohne Wiederkehr zu. Dennoch schlug er sich wie ein kräftiger Gorilla mit den Fäusten auf die Brust. Sein Ruf in der Stadt festigte sich. Er war genau das, worauf man gewartet hatte.

Dann besuchte er mich, und in meiner anderen Stammkneipe, in der man mit kubanischen Pesos bezahlt und folglich alles viel billiger ist, machte er die Theke mit seinen Tränen nass. Schließlich hei-ratete er in einer Blitzaktion die Vermie-terin seines Zimmers, um wenigstens der kubanischen Rechtslage die Spitze zu nehmen. Jetzt ist er in Mexiko. Ob er jemals wiederkommt, weiß keiner.

Warum ich euch das alles schreibe? Damit ihr nicht unterschätzt, worauf ihr euch einlasst, wenn ihr den Rahmen sprengt und euch freiwillig in die Ach-terbahn setzt. Sie kann entgleisen.

Bis zum nächsten Brief!

Henky Hentschel

Tod allen Nichtrauchern!

Über Oberlehrer, Handdampf, Porschefah-erer, Partnerschaften, Zigarettenschmuggel und Kollektivorgasmen im Fußballstadion. Von abweichenden Sexualpraktiken ganz zu schweigen.

Sie waren zu dritt. Ich konnte zwar meinen Fuß noch auf das Beweismittel stellen, aber der Anführer des Trios zerre-te mich schon aus dem dunklen Haus-eingang, während sich einer der Anderen bückte und dann triumphierend die Hand hochhob: „Na, was haben wir denn da?“

Ich wusste, was jetzt kommen würde – zwei von ihnen halten dich fest, während der Dritte Boxtraining am lebenden Punching-Ball durchführt. Nein, nicht schon wieder, dachte ich. Aber dann war deutlich das Geräusch eines aufschnap-penden Messers zu hören, und einer der Typen – er sah aus wie Roman Polanski in *Chinatown* – beugte sich vor: „Du

weiß, was wir mit Wiederholungstätern machen?“ Ich schüttelte verzweifelt den Kopf und wich zurück, bis ich mit dem Rücken gegen die Haustür stand. Po-lanskis Gesicht war schon ganz nahe, als er seine Frage selbst beantwortete: „Wir schlitzten ihnen die Nase auf.“ Ich ver-suchte zu schreien. Nein, bitte nicht, ich werde auch bestimmt nie wieder rau-chen! Doch ich brachte kein Wort her-aus, während sie in dreistimmiges, gel-lendes Hohngelächter ausbrachen. „Nein“, schrie ich, „nein! Nein!! Nein!!!“

Jemand rüttelte mich am Arm, und ich hörte eine weibliche Stimme: „Was hast du denn? Träumst du schlecht oder was?“ Schweißgebadet wachte ich auf. Mein Gott, das war gerade noch mal gut gegangen. Nur ein Traum, alles nur ein Traum! Noch gibt es keine Rollkom-mandos, die Raucher verprügeln und ih-nen im Wiederholungsfall die Nasen aufschlitzen. Doch möglicherweise sind wir nicht mehr weit davon entfernt. Es

wäre lediglich ein Rückfall ins 17. Jahrhundert, als schon einmal Monarchen und Päpste den Freunden des Rauchgenusses an den Kragen gingen. Und wenn ich die Zeichen aus nah und fern richtig deute, wird's wieder eng für den Tabakliebhaber.

Falls jemand glaubt, mein Albtraum sei der überhitzten Phantasie entsprungen: In Österreich forderte ein Gesundheitsminister schon vor einigen Jahren ein Rauchverbot für schwangere Frauen, bei Verstoß Zwangstherapie und Geldstrafen. Inzwischen schlägt dem Raucher allerorten Verbot (USA und Irland seien nur als Beispiel genannt), soziale Ächtung und Ausgrenzung entgegen. Ein Genuss ohne Reue auf eiskalten Balkonen und Terrassen gehört zum Ritual. Der Raucher ist der letzte Dreck (vor allem hinterlässt er ihn: Mit Filterkippen vollgestopfte Aschenbecher und ihr Geruch gehen sogar mir auf den Geist). Der Raucher wird allmählich zum Abschaum der Gesellschaft, die einzige Minderheit, die man bis jetzt noch ungestraft und sogar ohne schlechtes Gewissen diskriminieren darf.

Dabei ist hier noch nicht mal von Herrn Becksteins Obsession, dem Handdampf, die Rede. Der (Handdampf, nicht Beckstein) verändert ja bekanntlich die Wahrnehmung und sorgt für asoziales Verhalten – die Kiffer entwickeln weniger Aggressionen als die Alkoholiker und neigen zum entspannten Nichtstun, oder eher: Ohne-tun, *wu wei*, wie der Chinese es nennt. Dass so etwas vom Gesetzgeber verfolgt gehört, leuchtet ja unmittelbar ein.

Aber die Hanfraucher sind eine klitzekleine, nichtradikale Minderheit, die weitgehend im Verborgenen ihrem frevelhaften Laster nachgeht. Die Nikotinker dagegen machen rund ein Drittel der Bevölkerung aus, und sie stehen öffentlich zu ihrer Sucht. Aber, und das erklärt die Aggression ihrer Mitbürger: Die Raucher sind zahlreich, nur eben nicht die demokratische Mehrheit. Und der hat man sich nun mal unterzuordnen – die Diktatur der Abstimmung verlangt das so. Weil die Raucher darauf bestehen, zu tun, was sie glücklich(er) macht, fühlt sich die Mehrheit herausgefordert. Was aber ist denn das Streben nach Glück, wenn nicht die Sache (und der Weg) eines Einzelnen? Warum Menschen glauben, sie wüssten, wie andere glücklich werden, und müssten es ihnen vorschreiben – das kann man historisch, psychologisch oder auch globalistisch

untersuchen. Das wäre viel Arbeit. Ich versuch' mal die Kurzversion eines faulen Autors für deutsche Leser.

Es hängt mit der Mentalität zusammen. „Oberlehrer“ ist ja weiß Gott kein Schimpfwort in diesem Land, auch wenn dabei der Unterton von „Besserwisser“ mitschwingt. Sie erziehen an allem herum, was nicht in ihren beschränkten Horizont passt, was von ihrem genormten Weltbild abweicht. Sie sind überall. (Ganz unter uns, lieber GAZETTE-Leser: In den letzten Jahren haben sie den deutschen Journalismus übernommen, falls es so etwas überhaupt gibt. Da schreiben sie willig an der Verbreitung des Weltbildes von immer weniger Multimillionären, nämlich den Besitzern von nicht mal mehr als einem halben Dutzend Großverlagen.) Und mit dem Reicherwerden der Reichen wird zwangsläufig ganz besonders unterstützt, was hier in Deutschland unterschiedlich immer vorhanden ist: Hass auf Minderheiten, Andersdenkende, Andersgläubige (wobei Abweichungen von den Ersatzreligionen Kapitalismus, Konsumismus und Autofetischismus zu den schlimmsten Verstößen gehören).

Aber, und das ist die andere Seite der Medaille, uns nach 1945 Geborenen wurde auch – eher theoretisch als praktisch – Toleranz vermittelt, hatte man doch in Deutschland mit großer Gründlichkeit vor Augen geführt bekommen, wohin es führt, wenn Menschen diskriminiert werden, weil sie anders denken, leben, glauben. Dabei wurden in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts durchaus Fortschritte erzielt – was Ehen mit Menschen anderer Hautfarbe angeht, ledige Mütter, Porschefahrer, Glatzköpfe (es sei denn, sie werfen Mollys auf Flüchtlingsheime), Unternehmer, gleichgeschlechtliche Partnerschaften und Menschen im Rollstuhl. Wer würde es als aufgeklärter deutscher Mensch heute noch wagen, diese Leute zu diskriminieren? Eben.

Diese neue Toleranz hat zur Folge, dass es kaum noch Möglichkeiten gibt, jemanden auf Grund seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe von Menschen mit Verachtung zu begegnen.

Doch der Mensch braucht dringend andere Menschen, denen er seine überlegene Moral verdeutlichen kann. Das scheint ein natürliches Bedürfnis zu sein, wie Essen, Trinken, auf der Toilette Zeitung lesen, und gelegentlich (allein, zu zweit, zu dritt oder samstags im Stadion) zum Orgasmus zu kommen. Diese

Überlegenheit wirkt wie Viagra auf ein schwach entwickeltes Selbstwertgefühl: Ich bin heiliger als du!

Na ja, da kommen der Raucher und die Raucherin gerade recht. Diese Süchtlinge kann man ungeniert – im missionarischen Eifer auch noch vom medizinischen Argument „Nur zu deinem Besten“ unterstützt – von oben herab behandeln, wie unmündige Kinder, die nicht fähig sind, für sich selbst Verantwortung zu übernehmen, ihr Tun oder Lassen selbst zu bestimmen.

Weshalb hier diese Geschichte doch noch historisch wird. Denn im 19. Jahrhundert war es gerade die Minderheit der (bürgerlichen) Revolutionäre, die dem Rauchverbot zuwiderhandelte. Der anregenden Wirkung des Nikotins sei Dank, stürzten sie schließlich den Adel und übernahmen die Macht im Staat, hehehe! Vielleicht sollten die Eiferer unter den Nichtraucher, die Militanten meine ich, rasch innehalten und die Geschichte studieren, ehe es zu spät ist. Manch einer, der sich vor der Revolution (im alten Regime, wie Herr Beckstein), ganz sicher fühlte, endete auf dem öffentlichen Richtplatz oder vor den Läufen des Erschießungskommandos. Die Lösung für diese Lösung hieß dann: Tod allen Nichtrauchern! Aber hallo und hurra!

Seit der letzten Erhöhung der Tabaksteuer ist übrigens der offizielle Umsatz tatsächlich zurückgegangen (und die Inflationsrate gestiegen): Um sechs Prozent weniger Zigaretten gingen im ersten Vierteljahr 2004 über den Ladentisch oder wurden aus den Automaten gezogen. Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass weniger geraucht wird. Wenn ein einziger aufgedeckter Schmuggelfall ein Indiz ist, was illegal läuft, boomt der Schwarzmarkt wie nie zuvor: Im April wurden auf einer Fähre aus Riga drei Millionen Zigaretten gefunden. Staatstreu formulierte die Nachrichtenagentur dpa: „Der verhinderte Steuerschaden beträgt nach Angaben des Zolls rund 400.000 Euro.“

Na ja, da gehen die Agenturkollegen wohl davon aus, dass diese Schmuggelzigaretten legal verkauft und versteuert worden wären. Was ja nun wirklich nicht zu erwarten war. Aber es verdeutlicht die Schizophrenie der ganzen Debatte: Dem Staat als Steuereintreiber geht es ja (kurzfristig) um mehr Einnahmen. Deshalb soll gar nicht weniger geraucht werden. Nur weniger geschmuggelt.

Hans Pfitzinger